

Bernd Kemter
Auszug
des
Gottlosen
Zum Atheismusstreit
1798/1799 in Jena
Erzählung
Rediroma-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Copyright (2022) Rediroma-Verlag
Titelbild: Elke Sieg
Alle Rechte beim Autor
www.rediroma-verlag.de

Diese Erzählung ist meiner Enkelin Medea Liv gewidmet.

Die frühabendliche Herbstsonne fällt durch die oberen Fenster des Fechtbodens und taucht den Saal in dämmriges Licht. Man schafft Kerzen herbei. In ihrem Schein stehen sie sich gegenüber, lauernd, sich umkreisend, gespannt zum Sprung wie Raubtiere. Jetzt folgt Schlag auf Schlag. Arret, Battuta, Patinando, Coupe – Karl Perzel sieht vor sich die flirrende Spitze des Mensurschlägers wie eine züngelnde Schlange. Den Zwischenstoß in seinen Ausfall hinein kann er noch gut parieren, ebenso den Klingenschlag und den gesprungenen Ausfall seines Gegners. Doch dem Coupe kann er sich nur mit großer Mühe erwehren. Vor ihm lauert die hoch erhobene Klinge, von der er den fallenden Stoß erwarten muss. Ein letzter verzweifelter Versuch: eine Parade mit Gegenstoß. Doch die Riposte misslingt. Der Konter folgt unausweichlich. Stahl schlängelt sich an der eigenen Klinge entlang. Ein lautes Zischen. Der Schmerz schlägt über Karl zusammen, als sich die Schneide in seine Schulter schlägt. Wie durch einen Schleier vernimmt er im Fallen erschrockene Stimmen. Der Fechtmeister reißt ihm das Hemd vom Leibe, presst es auf die Wunde, aus der wie ein Sturzbach das Blut auf den Fechtboden schießt. Der starke Druck, wenn er auch schmerzt, zeitigt allmählich wohltuende Wirkung. Die Blutung kommt zum Stillstand. Ferdinand Kreußler ruft nach einem Medikus. Ein Kommilitone stürzt davon.

Deutlich nimmt Karl wieder seine Umgebung wahr. Nur noch wenige Fechtbrüder sind geblieben, die meisten, so ahnt er, haben sich schleunigst verdrückt. Er blickt zu den hohen Fenstern empor, hinter denen Regenschleier ziehen. Er sieht sich als Knabe durch den Nonnenwald den Schlitten ziehen, damals, in glücklichen Tagen, als er mit Großvater den Christbaum aus dem Wald holte. Auch jetzt ist Weihnachten nicht weit. Alles bäumt sich auf in ihm in plötzlicher Erkenntnis: Das Fest würde er nun nicht zu Hause im sächsischen Freiberg verbringen. Er würde in Jena bleiben müssen in diesem trostlosen Nest. Das respektlose Studentenlied kommt ihm in den Sinn: „Und ein Wein wächst auf den Bergen, und der Wein ist gar nicht schlecht“. Gar nicht schlecht? Ach, von wegen. In Jena, das ist da, wo der Essig wächst.

Der despektierliche Gedanke muss den Weingott Bacchus wohl erbost haben, denn er rührt schmerzhaft mit seinem Thyrsosstab in der Wunde, Blut quillt erneut durch das Leinenpolster. Schritte nähern sich. Eine prall gefüllte, braune Ledertasche wird neben Karl abgestellt. Hände tasten nach

seiner Schulter. „Zwei Fingerbreit tiefer, und der Mann wäre dahin“, schimpft der Medikus. „Welcher Leichtsinn euch nur treibt, euch junge Leute. Anstatt pflichtschuldigst Hörsaalbänke zu drücken, vergeudet ihr eure Zeit auf dem Fechtboden. Nun seht, wohin das führt.“

Kopfschüttelnd beugt sich Chirurgus Gottlieb Zimmermann erneut über den Verletzten, entfernt behutsam das blutdurchtränkte Leinenknäuel, wirft es verächtlich beiseite. „Nun, meine Herren, Es wird sich wohl neben all Ihrem Piekzeuge eine Karaffe Wein finden lassen.“

Rasch wird das Gewünschte herbei gebracht. Bedächtig wäscht Zimmermann die Wunde aus, bestreicht sodann die Ränder mit Beinwellsalbe und legt einen Leinenverband auf. Die Blutung hat nun völlig aufgehört. Zimmermann schnaubt unwillig: Diese noblen Herren Studiosi. Wie oft hat er schon solche gefährlichen Wunden versorgen müssen, wo doch ein simpler Schmiss über die Wange genügen würde, damit sein Träger sich bis ins hohe Alter rühmen könne, einer schlagenden Verbindung angehört zu haben. Besorgt mustert der Mann, wie das Gesicht seines Patienten wächserne Farbe annimmt. „Um Gottes willen, er wird in Ohnmacht fallen“, murmelt er bestürzt. Zimmermann hält Karl ein Riechfläschchen unter die Nase. Dies und die kräftige Natur des Leidenden vertreiben den Anfall.

„Wer war der Missetäter?“, wendet sich Zimmermann nun an die Umstehenden. Kleinlaut löst sich eine verschwitzte hagere Gestalt aus der Runde. Sie verbeugt sich. „Paul Kefferstein. Es war gewiss nicht meine Absicht, ihn zu verletzen“.

„Die Einsicht kommt reichlich spät“, erwidert der Medikus scharf. „Aber Sie können Ihre Untat ein wenig wettmachen. Holen Sie mir Salmiak und ein Laudanum, ein Beruhigungsmittel, aus der Apotheke, und bringen Sie alles in mein Haus in die Johannisgasse.“

Unwillig lässt sich der Medikus herab, die Lage seines Anwesens zu beschreiben. Der Gescholtene ist froh, dass er sich davonmachen kann. Vier Fechtbrüder tragen nach barscher Aufforderung den Verletzten hinaus und folgen dem Wundarzt auf seinem Weg. Es ist nicht weit vom Stadtgraben, durch die Oberlauengasse und Saalgasse, über den Markt und an St. Michael vorbei, doch das holprige Straßenpflaster verursacht höllische Schmerzen. Als ein Träger stolpert, verliert Karl das Bewusstsein. Er weiß nichts davon, wie ihn die vier Männer unter Fluchen und bösem Gezeter des

Medikus die steile Treppe empor zerren, spürt nicht, wie er in der Kammer auf ein Strohlager gehoben wird. Erst beißender Salmiak, unter die Nase gehalten, reißt ihn aus der Bewusstlosigkeit zurück.

Man kleidet ihn aus. Brummend rückt der Chirurgus den Verband zurecht. „Sie müssen jetzt schlafen“, befiehlt er kategorisch. „Sie dürfen sich im Bett nur wenig bewegen, müssen die Wunde in Ruhe halten. Werden sehen, ob Sie morgen aus aller Gefahr sind. In diesem Fall werden Sie mein Haus verlassen; Ihnen zu helfen, ist meine Pflicht, doch mehr dürfen Sie von mir nicht erwarten. Anne wird an Ihrem Bett wachen und mich wecken, falls sich die Wunde erneut öffnet.“

Er tritt an die Tür, ruft barsch die Stufen hinab. Wenig später nähern sich leise Schritte herauf. Neugierig stützt sich Karl auf das Kissen. Er erblickt ein etwa sechsjähriges, schüchternes Mädchen. Aus Annes ovalem Gesicht leuchten sanfte blaue Augen, eine braune Haarsträhne fällt über die hohe Stirn. Mit anmutiger Gebärde wirft die Kleine sie zurück. Nun setzt sie sich auf den bereit gehaltenen Stuhl, faltet im Schoß ihre Hände. Der Medikus entzündet eine Kerze, die die kleine Stube in ein gelbliches, anheimelndes Licht taucht.

Schon bald fällt Karl in tiefen Schlaf. Auch Anne schließt ihre Augen. Doch böse Träume quälen sie. Sie lassen sich nicht verdrängen. Bilder wechseln in rascher Folge. Ein Mühlrad, das das Wasser der Saale in unbegreiflicher dunkler Tiefe verschlingt. Dem schwarzen Schlund stürzt Anne entgegen. Jäher Fall. Am Grund regt sich ein Wesen. Es reißt den Wasserschleier entzwei. Böse Augen funkeln aus sieben Köpfen. Weg! Anne rudert verzweifelt, gleitet wie durch ein Wunder empor. Ins helle Licht der Sterne. Sie blicken tröstend durch das Dachfenster. Trost strömt auch die Hand aus, die über das Haar des Mädchens streicht.

„Was ist mit dir? Hast du schlecht geträumt?“

Anne erzählt von dem Ungeheuer mit den sieben Köpfen. Karl lacht: „Und nicht wahr, dieses Scheusal hatte vier Beine, zwei Arme und vier Schwänze?“

„Ja“, wundert sich Anne.

Karl indes wundert sich nicht mehr. Es bedarf weniger Fragen, um zu erfahren, dass das Mädchen die Geschichte von einem Studenten gehört hat. Es seien mehrere ihrer Freundinnen dabei gewesen.

„Da hat dieser Mensch euch einen tüchtigen Schrecken eingejagt“,

schmunzelt Karl. „Hast du denn noch nie von Draco gehört? Er ist eines der sieben Jenaer Wunder.“

„Jenaer Wunder?“

In die neugierig aufgerissenen Augen Annes hinein erklärt Karl: „Ja, der Drache, ein Wunder, wie es auch der Schnapphans am Rathausurm, der Berg Jenzig, der Durchgang unter dem Chor der Stadtkirche, die Camsdorfer Brücke, der Fuchsturm und das Weigelsche Haus sind.“ Und er nennt feierlich den alten Jenaer Merkvvers: Ara, Caput, Draco, Mons, Pons, Vulpecula Turris, Weigeliana domus.

„Den Schnapphans habe ich schon gesehen. Was ist mit ihm?“

„Hast du schon einmal gesehen, wenn die Rathausuhr die volle Stunde schlägt?“

Anne verneint.

„Schade. Denn dann hättest du bemerkt, dass der Jenaer Hans nach einer goldenen Kugel schnappt, die ihm ein Pilger entgegen hält. Aber dieser Fang wird dem Schnapphans stets misslingen.“

„Und wenn doch?“

„Dann wird Jena untergehen. So sagt es die Legende.“

„Erzählen Sie mir noch von den anderen Wundern“, bittet Anne.

„Gut“, erwidert Karl streng. „Aber danach wirst du schlafen.“

„Ich verspreche es.“

„Nun, der Jenzig trägt in der Höhe eine flache trockene Ebene, die einer Nase ähnelt. Der Durchgang, der unter dem Altar von St. Michael zum Zisterzienserkloster führt, besitzt einzigartige, ja komische Maße, so dass er zu den Jenaer Wundern zählen darf. Die Camsdorfer Brücke gehört mit ihren neun Bögen ebenfalls dazu. Der Fuchsturm ist eine bedeutende Landmarke. Das Weigelsche Haus ist etwas ganz Besonderes. Sein Herr, Professor Weigel, hat darin eine Weinleitung vom Keller bis in die Wohnstube einbauen lassen. Weitere lange Röhren durchziehen das Haus, mit deren Hilfe man die Sterne sogar tagsüber beobachten kann. Berühmt ist das Weigelsche Haus auch wegen seines Aufzuges, der von einem Archimedischen Flaschenzug betrieben wird.“

„Welch merkwürdige Dinge“, staunt Anne.

„Ja, aber du siehst, dass du dich vor den Jenaer Wundern, die sich die Studenten ausgedacht haben, nicht zu fürchten brauchst. Auch nicht vor Draco. Und nun schlaf!“

Lange noch hält Karl Annes Hand. Doch Schlaf wird das Mädchen nicht finden, der Befehl des Chirurgus hält sie wach.

Über dem Dachfenster erblassen allmählich die Sterne.

*

Am nächsten Morgen trifft Besuch ein. Paul Kefferstein wird in die Diele gewiesen; er müsse sich noch eine Weile gedulden, bekommt er von der Hausmagd zu hören, erst müsse der Kranke eine kräftigende Hühnersuppe zu sich nehmen. Die Stubentür ächzt, der Hausherr baut sich vor dem kleinlauten Studiosus auf: „So, so, da erscheint also der unübertroffene Meister der Fechtkunst höchstpersönlich. Wie viele Einfaltspinsel hat Er denn heute Morgen ins Jenseits befördert? Oder ist Ihm Seine Nadel zerbrochen? Nun gehe Er in die Stube und schaue Er, was Er angerichtet hat.“

Kopfschüttelnd packt Gottlieb Zimmermann seine Tasche und macht sich auf den Weg zu einem Kranken. Krachend schlägt unten die Tür ins Schloss.

Nun steht Kefferstein in der Stube, dreht unschlüssig den Hut in seinen Händen. Die knarrende Diele hat Anne geweckt. Karl schickt sie in die Küche. „Ich danke dir“, streicht er ihr über den Kopf. „Ich weiß, du hast die ganze Nacht an meinem Bett gewacht und bist erst vor einer Stunde eingeschlafen. Nun iss etwas, und dann begib dich zur Ruhe. Du hast sie dir wahrlich verdient.“

Karl seufzt, als er dem Mädchen nachblickt. Dann richtet er sich auf, weist auf den Stuhl an seinem Bett: „Nun, werter Herr, was führt Sie zu mir?“

Kefferstein ringt sichtlich um Fassung, setzt mehrmals zu einer Erklärung an, was sein Gegenüber allmählich verdrießt. „Nun, was ist mit Ihnen? Wollen Sie sich endlich äußern?“

Der Gescholtene ermannt sich. „Ich bedauere sehr, was gestern vorgefallen ist“, stockend nur kommt es heraus. „Aufrichtig gesagt, ich wollte Sie nicht verletzen. Doch als Sie sich plötzlich wegduckten, verfehlte ich Ihre Wange und traf Ihre Schulter. Glauben Sie mir, ich war zu Tode erschrocken.“

„So trage ich Schuld an meiner Blessur?“, braust Karl auf.

„Keineswegs“, beteuert Kefferstein erschrocken. „Davon kann keine Rede

sein. Aber auch ich fühle mich schuldlos, denn wie ich schon sagte, ich trug keine Absicht, Ihnen Schaden zuzufügen. Ich halte dafür, es war eine Verkettung unglücklicher Umstände. Würden Sie mir zustimmen?"

„Ich bin mir nicht sicher“, weicht Karl aus. „Lassen Sie mich darüber nachdenken, und bedrängen Sie mich nicht.“

„Das werde ich keineswegs tun, doch erlauben Sie mir, Sie jeden Morgen zu besuchen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ich habe Ihnen auch einige Bücher mitgebracht. Die Autoren werden Sie interessieren: Voltaire, Diderot, Bayle.“

„Ich kenne diese Verfasser nicht“, weicht Karl aus und deutet auf seine Bibel auf dem Nachttisch. „Ich benötige keine anderen Bücher als die Heilige Schrift“.

„Und wohl auch den sündhaften Martialis“, schmunzelt Kefferstein, der ein schmales Bändchen neben der Bibel entdeckt. „Siehe da, mein Freund ist kein literarischer Kostverächter.“

„Ich bin nicht Ihr Freund“, braust Karl auf..

„Schon gut, schon gut“, beschwichtigt ihn sein Gast. „Ich will Ihnen nicht zu nahe treten. Aber falls Sie etwas benötigen, lassen Sie es mich wissen. Haben Sie sich schon ins Depositionsbuch eingetragen?"

„Davon habe ich nichts gehört“, richtet sich Karl erstaunt im Bett auf. „Wird man denn nicht wie anderenorts einfach immatrikuliert?"

„Mitnichten“, gibt Kefferstein zurück, und erklärt das Procedere. Neu ankommende Studenten müssten sich auf dem Marktplatz, unmittelbar vor dem Logis am Hotel zur Sonne einfinden. Er lächelt. „Nun ja, die ganze Sache artet in allerlei Schabernack aus. Die Neulinge müssen sich allerlei Spott von den älteren Semestern gefallen lassen. Hernach zeigt man ihnen die Depositionsinstrumente.“

„Mit dem Spott hat es noch kein Bewenden?", argwöhnt Karl.

„Oh nein“, erwidert Kefferstein. „Sie müssen sich einer langwierigen Prozedur unterziehen. Ein Hobel schält Ihre Haut, ein Beil zerhackt Ihre Knochen, ein Strick würgt Sie an der Kehle. Es ist ein ständiges Hauen, Stechen, Zwicken, Schleifen.“

„Genug“, wehrt Karl lachend ab. „Folterkammer statt Hörsaal, ich danke ergebenst.“

Kefferstein schmunzelt. „Die Tortur dient natürlich einem Zweck. Sie soll ihnen alle philisterhaften Gewohnheiten austreiben, denen Sie in Ihrem

bisherigen Leben angehangen haben. In früheren Zeiten war man in dieser Hinsicht nicht zimperlich, heutigentags werden die Instrumente lediglich gezeigt. Aber auch dies kann man sich ersparen, wenn eine erkleckliche Geldsumme die Exekutoren besänftigt.“

Weiter erzählt der Mann. Nun müsse der sogenannte Legesschein erworben werden. „Sie leisten einen Eid auf das akademische Statut, wodurch Sie überhaupt erst immatrikuliert werden können und das Recht erwerben, Vorlesungen beizuwohnen.“

Nach einigem Überlegen fährt Kefferstein fort. „Wie ich hörte, werden morgen Vormittag wieder Neuankömmlinge vor der Sonne erwartet. Falls Sie sich kräftig genug fühlen, könnte ich Sie dorthin begleiten. Und noch eines: Wie ich vermute, haben Sie noch kein Quartier.“

„Doch, im Frommanschen Haus“, wird ihm zur Antwort.

„Viel zu teuer“, winkt Kefferstein ab. „Wir könnten in meiner Unterkunft eine Stube teilen, es ist genügend Platz. Würde mich drum kümmern. Nein, keine Widerrede! Doch nun muss ich Sie verlassen. Sie bedürfen der Ruhe, und mich erwartet eine Vorlesung bei Professor Fichte.“ Noch im Hinausgehen, wendet er sich um. „Ach ja, ich vergaß. Sie müssen wissen, wir Jenaer genießen einen gewissen Ruf. Die Hallenser gelten als fromm, die Heidelberger als trinkfreudig, und uns sagt man nach, tüchtige Raufbolde zu sein. Folglich, mein Lieber, machen Sie unserem studentischen Ruf alle Ehre und besorgen Sie sich einen Degen.“

Die Tür fällt ins Schloss. Karl überlässt sich seinen Gedanken. Fichte. Von dem hat er, obwohl erst vor zwei Wochen in Jena angekommen, schon gehört. Ein berühmter Mann. Die Studenten laufen in Scharen zu ihm. Philosophie. Karl seufzt. Wieso dieser Zulauf? Er versteht es nicht. Gewiss hören Fichtes Jünger ebenso solch trockenes, unverständliches und weltabgewandtes Zeug, von dem einen der Schädel brummt wie von all dem gelehrten Kram, mit dem man die Köpfe der Theologiestudenten vollstopft. Karl verzieht das Gesicht. Diese ermüdenden Lektionen bei Professor Johann Jakob Griesbach, von denen er bereits gehört hat. Aber was hilft's! Der Wille des Vaters ist Gesetz. Pfarrer soll Karl werden, genau wie der alte Herr. Eine Stelle ist ihm verheißen, falls er die Examina besteht, sogar im heimatlichen Freiberg. Ein Brotberuf. Was sollte man denn auch sonst tun in dieser Alltagswerkelwelt, in der es ausschließlich auf Fortkommen, Familie, Besitz und Ansehen ankam. Alles andere waren

Hirngespinnste. Und dennoch: Hatte er nicht davon geträumt, einmal ein berühmter Dichter zu werden? Einmal den Vorsatz gefasst, hatte er heimlich Gedichte geschrieben und sie dann doch, weil der Stolz auf all das Geschreibsel arg in der Brust zwickte, dem Vater gezeigt. Doch damit war er übel angekommen. Voller Verachtung hatte der sonst so Gütige das Papier ins Feuer geworfen und ihn ernstlich ermahnt, die Finger von brotlosen Künsten zu lassen. Der Vater, Karl seufzt. Wenige Monate später war der früh Verwitwete gestorben. Die noch lebenden Großeltern mütterlicherseits nahmen den Knaben auf.

Hilde, die hustende Magd, steht in der Tür, in ihren Händen eine dampfende Schüssel und ein Viertel Brotlaib. Karl, sich insgeheim über die etwas dralle, unbeholfen wirkende Person lustig machend, lobt die Suppe über alle Maßen, was die Frau sichtlich erfreut. Überhaupt scheinen sich in ihr noch ganz andere Gefühle als Dankbarkeit zu regen. Röte und Blässe wechseln auf ihrem Gesicht, mit einem begehrlischen Lächeln, von Husten unterbrochen, erwidert sie Karls vergnügten Blick. Nun tritt sie näher, greift nach der geleerten Schüssel. Ist es Zufall? Bedenklich nahe an Karls Gesicht rückt das prall gefüllte Mieder der Magd, wie beiläufig berühren ihre Hände sein Haar. Der Schabernack sitzt Karl im Nacken, als er Hilde bittet, ihm Feder, Papier und Tinte zu besorgen. Die überglückliche Magd bringt das Gewünschte rasch herbei, knickt freudestrahlend an der Tür, als ihr Karl einen Handkuss zuwirft. Kein Zweifel: Die Magd hat sich in ihn verliebt.

Kichernd greift Karl nach dem Kiel. Er braucht nur kurz zu überlegen: Marcus Valerius Martialis. Wie lautete doch jenes Spottgedicht, wie nur? „Petit Gemellus nuptias Maronillae. Et cupit et instat et precatur et donat. Adeone pulchra est? Immo foedius nil est. Quid ergo in illa petitur et placet? Tussit.“ – „Zur Ehe wünscht Gemellus sich Maronillen. Und ist verliebt und drängt und flehet und schenket. Ist sie so schön? So hässlich ist, wie sie, keine. Was sucht an ihr und liebt er denn? Sie muss immer husten.“

Karl hält vergnügt inne. Da wäre Gott vor, dass dieser Weibsperson der hustende Mund überliefe von ihrem liebestollen Verlangen nach ihm. Aber einen Spaß wird er sich schon mit ihr machen. Karls Entschluss ist rasch gefasst. Er pocht an die Wand, dass die Fingerknöchel schmerzen. Holz pantinen klappern flink die Treppe hoch.

„Was wünschen Sie, junger Herr?“, flüstert die Magd voller Hingabe.

„Ach, bringe Sie mir doch die Heilige Schrift, ich möchte mir einige Notizen machen.“

Rasch ist das Gewünschte herbei geschafft. „Ich danke Ihr für Ihre Mühe“, greift Karl nach seinem Martialis. „Habe auch ein Geschenk für Ihre vorzügliche Kochkunst, das Sie ein wenig erfreuen möge.“

„Nun greife Sie in Gottes Namen zu“, knurrt Karl, als die Magd zögert. Schließlich nimmt Hilde das Papier in die Hand. Ihre Augen werden groß. „Ein Gedicht?“, haucht sie fassungslos. „Und für mich? Noch nie bekam ich ein Geschenk. Ich danke auch schön, junger Herr.“

Erneut ein Knicks, frohgemut trippelt die Frau aus der Stube.

Karl schüttelt lächelnd den Kopf: Was für ein gutgläubiges Geschöpf.

Er schließt die Augen, liegt eine Zeitlang regungslos. Reue stellt sich ein: Wie hat er nur die einfältige Magd so hinters Licht führen können? Flausen. Stehen sie einem Theologiestudenten gut zu Gesicht? Wohl kaum. Unschlüssig noch greift er nach der Bibel, schlägt willkürlich eine Seite auf. Ein wenig Buße tun, scheint ihm jetzt das Richtige.

Das Erste Buch Esra. Hm! Karl beginnt zu lesen. Cyrus, der persische König entließ also die Israeliten in die Freiheit. Die zogen zurück in ihr Gelobtes Land. Mehr als das. Der König schenkte dem auserwählten Volk sogar alles, was einst aus ihrem Tempelheiligtum geraubt worden war. „Dreißig goldene Becken und tausendneunundzwanzig silberne Becken, dreißig goldene Becher und vierhundertundzehn silberne Becher und tausend andere Geräte. Alle Geräte, goldene und silberne, waren fünftausendvierhundert.“

Der junge Mann stutzt. Die Summe – kann sie stimmen? Sie erscheint ihm zu hoch zu sein. Ein Rechenfehler in der Heiligen Schrift? Ihn überläuft es siedendheiß. Doch das Verlangen, es genau zu wissen, ist stärker. Er greift zur Feder, rechnet nach. 2499. Nochmals schreibt er die Zahlen wieder. Erneut dasselbe Resultat. Nicht einmal die Hälfte der in der Bibel genannten Summe kommt zusammen. Bestürzt legt Karl sein Schreibzeug beiseite. Die Bibel – kann sie irren? Er schüttelt den Kopf. Undenkbar wäre das.

Er hat nicht bemerkt, dass die Dämmerung hereingebrochen ist. Durch das Dachfenster erblickt er die letzten Strahlen der scheidenden Sonne.

Es klopft. Anne tritt herein. Sie bringt das Abendbrot, setzt sich neben ihm

auf den Stuhl.

„Du musst jetzt nicht mehr an meinem Bett wachen“, wendet er sich dem Mädchen zu. „Ich komme allein zurecht. Die Wunde hat sich geschlossen, die Binde sitzt fest.“

„Ich muss bei Ihnen bleiben“, widerspricht Anne. „Der Herr hat es so gewollt.“

Dagegen ist nichts zu sagen, wird Karl bewusst, als er an den resoluten Alten denkt. „Na, dann werde ich dir ein wenig aus der Heiligen Schrift vorlesen. Später sprichst du dein Nachtgebet, und wir werden schlafen“, sagt er freundlich.

„Darf ich zu Ihnen ins Bett?“, bettelt Anne. „Auf dem Stuhl ist es doch gar zu hart, und auf dem Fußboden zu liegen, da wird mir kalt. Es zieht durch die Dielen.“

„Unmöglich“, wehrt Karl erschrocken ab. „Das darf ich dir nicht erlauben.“

„Wieso denn nicht?“, begehrt Anne schüchtern auf.

„Es schickt sich nicht“, erwidert Karl. „Ich möchte nichts mehr davon hören.“

Das Mädchen seufzt, fügt sich. Karl beginnt zu lesen. Bei der Geschichte von Michal, der gehorsamen Tochter König Sauls, fallen Anne allmählich die Augen zu. „Gut, so sprich dein Gebet“, befiehlt Karl streng. „Dann darfst du schlafen.“

Er liest noch eine Weile, löscht die Kerze, fällt ebenfalls rasch in Schlummer. Traumbilder steigen auf, gaukeln ihm das soeben Gelesene vor. Der König, der ins Grab sinkt. Zwei Männer vor der Stele. Sie zerren an Michals Gewand. David, der Stärkere, schlägt Michals Ehemann nieder. Jerusalem. David vor der Bundeslade. Er tanzt wie närrisch vor Freude. Das Volk lacht. Michal birgt ihr Gesicht, doch dann zieht sie den Schleier weg. Wüste Schimpfworte ergießen sich über den Mann, David, den Allesbeherrscher, der jedoch nicht Herr wird über sein, einem Anderen gestohlenem Weib. Wolken. Gottes Mund. Michal wird keine Kinder gebären. Strafe für ihren Spott gegenüber David, der doch nur zu Ehren Gottes vor dem niederen Volk tanzte, als die Lade des Herrn heraufgeführt wurde.

Goldene und silberne Geräte geistern durch die Szene. Fünftausendvierhundert. Zahlenkolonnen blitzen auf. Michal – keine

Kinder? Wohl doch. Fünf. Kerzengerade sitzt Karl im Bett. Zündet die Kerze an. Schlägt nach. Bei Michal. „Aber Michal, Sauls Tochter, hatte kein Kind bis an den Tag ihres Todes.“ Kein Zweifel möglich. Doch – gab es da nicht noch eine andere Stelle? Ahnungsvoll blättert Karl weiter. Hier! Ihm gehen die Augen über. „Aber die beiden Söhne der Rizpa, der Tochter Ajas, die sie Saul geboren hatte, Armoni und Mefi-Boschet, dazu die fünf Söhne der Merab, der Tochter Sauls, die sie dem Adriel geboren hatte, dem Sohn Barsillais aus Mehola, nahm der König.“ Merab? Die Schwester Michals, Frau des Adriel. Sie hatte fünf Söhne. Gewiss, jedoch: Steht dies so auch im hebräischen Text? Karl erinnert sich an die Belehrungen seines Großvaters, der ihn auch mit dem hebräischen Text der Bibel vertraut gemacht hatte, zumindest in Teilen. Ihm stockt der Atem. War dort nicht von Michal die Rede gewesen? Von Michal und ihren fünf Söhnen?

Lange liegt Karl, tief im Innersten aufgewühlt, wach. Wie sind solche Widersprüche möglich? Er muss mit Professor Griesbach über all diese Dinge sprechen, nimmt er sich vor, und er ahnt, dass es noch weitere Ungereimtheiten in der Heiligen Schrift geben könnte. Nur allmählich übermannt ihn der Schlaf. Er spürt noch, dass sich ein warmer Leib an ihn schmiegt. Zuvor hat Anne die noch immer brennende Kerze gelöscht.

Doch es gibt keine Ruhe in dieser Nacht. Hilde hat keinen Schlaf gefunden. Der junge hübsche Herr oben in der Kammer beschäftigt ihre Sinne. Ihr Herz klopft. Ob er sie zurückweisen würde? Sie seufzt: Hatte sie je Glück gehabt mit ihren Freiern, die nun auch nicht gerade in Legion vor ihrem Angesicht aufmarschiert waren. Kein Wunder, gesteht sie vor sich selber ein, denn ein Ausbund an Schönheit ist sie nun gerade nicht. Keiner dieser Männer hatte es daher je ernst mit ihr gemeint. Bei diesem Studenten unterm Dach schien es ein anderes Ding zu sein. Ihr Herz schlägt rasend. Soll sie es wagen? Für und Wider liegen im Streit. Es siegt schließlich die resolute Natur.

Ihrer Verwegenheit verwünschend, schlüpft die Magd aus ihren Holzpantoffeln. Sie bekreuzigt sich, als sie die Stufen behutsam empor steigt. Doch das Holz knarrt, und jeder Schritt klingt ihr zu laut. Aufhorchend bleibt Hilde stehen, aber im Haus bleibt es still. Weiter schreitet die Frau, bis sie vor der Tür des Angebetenen stehen bleibt. Mit einem tiefen Atemzug drückt sie die Klinke.

Jetzt steht sie in der Stube. Erblickt das Bett. Unter der Decke zwei Leiber.

Sie ist nur noch ein einziger empörter Schrei: „Kanaille!”

Im Nu wird es laut im Haus. Während sich Anne erschrocken die Augen reibt und ihr Schlafgenosse gerade erwacht, poltern Schritte die Treppe hoch. Im Schein der hochgehaltenen Kerze weiten sich die Augen des Hausherrn: „Was muss ich sehen? Sie und meine Ziehtochter? Ja, schämen Sie sich denn nicht? Hinaus aus meinem Haus, Sie Bube!”

Vergeblich setzt Karl zu Erklärungen an. Es hilft nichts. Gottlieb Zimmermann will partout nichts hören. „Pack Er sich, und verschwinde Er auf der Stelle.” Man werde es sich angelegen sein lassen, die Affäre vors Gericht zu bringen. Herr Professor Griesbach als Aufsichtsperson werde auf jeden Fall in Kenntnis gesetzt.

*

Karl besucht seine erste Vorlesung in Theologie. Professor Johann Jakob Griesbach hat ihn zudem noch zu einem Gespräch nach dem Kolleg bestellen lassen. Karl ahnt: Dies kann nichts Gutes bedeuten. Er weiß nicht, wie weit Medikus Zimmermann seine Intrigen gesponnen hat und welche Konsequenzen aus dem Vorfall in der Johannissgasse drohen.

Die Studiosi räkeln sich ungeniert in den Bänken. An der Fensterreihe zieht ein böses Gewitter herauf, als sich zwei Streithähne in die Haare geraten. Ein Dritter beschwichtigt. Die Raufbolde kommen – zornbebend noch – rasch zur Ruhe, als der Hochschuldiener, der Pedell, dazwischen tritt und energisch „Silentium” gebietet. Gerade noch rechtzeitig, denn soeben öffnet sich die Tür. Griesbach tritt ein. Er ist ein kleiner, dicker Herr in schwarzem Bratenrock, dessen rundliches Gesicht von einem verschwitzten Kragen eingerahmt ist. Er lässt seinen Blick gutmütig durch den Raum schweifen. Die Studenten erheben sich ehrerbietig von ihren Plätzen. Der Geistliche tritt ans Pult, blättert in dem dort bereits ausgelegten Redemanuskript.

„Heute fahren wir fort im Evangelium des heiligen Lukas”, doziert der Mann mit sonorer Stimme. „Nachdem wir von der Heilung Kranker, Geistbesessener und Aussätziger durch Jesus, unseren Herrn, erfahren haben, müssen wir uns dessen Warnung angelegen sein lassen: Möglich, dass der böse Geist, der uns zuvor befallen hat, zurückkehrt. Wenn der

unreine Geist von einem Menschen ausgefahren ist, so durchstreift er dürre Stätten, sucht Ruhe und findet sie nicht. Dann spricht er: Ich will wieder zurückkehren in mein Haus, aus dem ich fortgegangen bin.“

Griesbach hält inne, räuspert sich, um dann fortzufahren: „Und wenn er kommt, so findet er es gekehrt und geschmückt. Dann geht er hin und nimmt sieben andere Geister mit, die böser sind als er selbst; und wenn sie hinein kommen, wohnen sie darin, und es wird mit diesen Menschen hernach ärger als zuvor.“

Unruhe macht sich im Auditorium breit. Man steckt die Köpfe zusammen, tuschelt. „Geister“, höhnt ein Zwischenruf. „Wer sollte sie noch fürchten?“ – „Teufelsaustreibung“, spottet eine weitere Stimme. „Das alles ist doch reiner Aberglaube.“

Zornig schlägt Griesbach mit dem Rohrstock aufs Katheder. Der Pedell schreitet mit verschränkten Armen auf dem Rücken durch die Reihen. Der Lärm verstummt.

„Es steht Ihnen nicht zu, über heilige Dinge zu lästern“, läuft Griesbach rot an. „Aber falls Sie glauben, Sie könnten sich in meinen Lektionen Freigeisterei erlauben, so werde ich Ihnen die Tür zu weisen wissen.“

Niemand wagt, den Blick zu heben. Kopfschüttelnd nimmt Griesbach den Faden wieder auf. „Was uns der heilige Lukas sagen will, ist dies: Christen sollen sich zu allen Zeiten vor den Versuchungen des Teufels und seiner bösen Geister schützen. Wo sonst soll aber der sündhafte gläubige Mensch Zuflucht suchen, wenn nicht im Schoß unserer heiligen Mutter Kirche? Und Ihnen, künftigen Pastoren, obliegt es, Einflüsterungen des Teufels zu erkennen, die Ihnen anvertrauten Gemeinden vor den Nachstellungen böser Geister zu schützen und zu behüten. Wie treue Hirten sollen Sie Ihre Herden weiden und sie schirmen vor den Wölfen und wilden Tieren, die allesamt Satans sind. Ja, selig sind die, die Gottes Wort hören und bewahren.“

Sie sollen die Zeichen des Heils hören, aber selbst nicht einfordern, belehrt Griesbach, denn solches frevelndes Tun verweist auf ein böses Geschlecht. Es werde jenem Geschlecht kein anderes Zeichen gegeben als das des Jonas. In verständnislose Gesichter hinein erklärt der Mann: „So wie Jonas zürnte, dass Gott die volkreiche Stadt Ninive nicht verdarb, so sollen wir der großen Barmherzigkeit des Herrn vertrauen, vor der selbst der kleinliche Groll des Propheten verweht wie der Wind. Verfassen Sie zum

nächsten Kolleg einen Predigttext zu diesem Sujet; insonderheit zum Gleichnis der Staude, die ein Wurm zerfraß, was Jonas' Wut erregte, da er den Schatten vor der heißen Sonne verlor. Wie lässt sich an diesem Exempel Gottes Barmherzigkeit und des Propheten Kleinmut anschaulich darlegen? Wollen sehen, ob Ihnen dies gelingt."

Lärm des Aufbruchs. Griesbach winkt Karl heran. Er lässt sich eingehend über den Vorfall in der Johannisgasse berichten. Griesbach nickt zufrieden, als Karl beteuert, keine sündhaften Handlungen begangen zu haben. Alles beruhe auf einem Missverständnis.

„So wollen wir die Dinge auf sich beruhen lassen“, tritt Griesbach hinter dem Pult hervor. „Ich werde mich für Sie nach Kräften einsetzen, darauf haben Sie mein Wort. Dennoch müssen wir auch den unausbleiblichen Rachegeleuten Ihres zeitweiligen Hausvaters Genüge tun. Wir wollen hoffen, ihn mit einer kleinen Strafe, die ich gegen Sie verhängen werde, zufriedenstellen zu können. Sie werden drei Tage im Kleinen Karzer einsitzen. Danach dürfte die leidige Angelegenheit sich im Sande verlaufen haben.“

Griesbach winkt den Pedell. „Herr Nitsche wird Sie an den nämlichen Ort geleiten. Er wird zudem für Ihr leibliches Wohl sorgen und Ihnen ebenso erbauliche Lektüre verschaffen. Arbeiten Sie fleißig an Ihrem Predigttext.“ Griesbach blickt Karl eindringlich in die Augen. „Fromme Bücher empfehle ich Ihnen nicht von ungefähr. An unserer Alma mater treiben derzeit zwielichtige Freigeister ihr Unwesen. Im Übrigen: Haben Sie schon ein Quartier bezogen?“

Karl bejaht und vergisst nicht zu erwähnen, dass er sich bald mit einem Herrn Kefferstein dessen Stube teilen wird.

„Ich habe von diesem Menschen bereits gehört“, schüttelt Griesbach warnend den Kopf. „Ein Unruhestifter, ja, schlimmer noch, ein Religionsverächter. Halten Sie sich um Gottes willen von solchen Leuten fern.“

Insgeheim beschließt Karl, angesichts seiner unsicheren Lage, sich mit all seinen theologischen Zweifeln dem Griesbach gegenüber zusehends zurückzuhalten.

*

Über Ludwig Nitsche, den mürrischen Alten, kann sich Karl nicht beklagen. Gegen klingende Münze schafft der Pedell alles herbei, was der Gefangene